

MARÍA DUEÑAS

Eine
eigene
Zukunft

ROMAN

INSEL



MARÍA DUEÑAS
Eine eigene Zukunft

Aus dem Spanischen von
Petra Zickmann

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel *Las hijas del capitán* bei Planeta, Barcelona.

Erste Auflage 2019

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2019

© Misorum S.L., 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags

sowie der Übertragung durch

Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17783-8

*Für meine Schwestern, so unentbehrlich
und authentisch wie die Arenas*

Für meine Cousinen, meine Beinahschwwestern

Für alle, die das Leben in die Emigration trieb

ERSTER TEIL

• 1 •

Immer noch waren sie von Kopf bis Fuß in Schwarz: Schuhe, Strümpfe, Schleier, Mäntel. Hinter ihnen schob sich eine Handvoll Nachbarinnen herein, die vermutlich dachten, dass man sie noch nicht allein lassen sollte. Eine setzte Kaffee auf, eine andere stellte eine Dose Kekse auf den Tisch; unter Murmeln und Flüstern drängten sie sich in der Küche. Sie fassten die Mutter bei den Schultern und drückten sie auf einen Stuhl, sie ließ es sich gefallen. Victoria holte ein paar Tassen aus dem Schrank, Mona nahm den geliehenen Hut ab, grub die Finger ins Haar und kratzte sich am Kopf, Luz lehnte am Spülbecken und hörte nicht auf zu weinen.

Sie kamen von der Beerdigung des Vaters, der jetzt auf dem Calvary Cemetery in Queens unter Lehm und Schnee begraben lag. Dort würde Emilio Arenas in alle Ewigkeit ruhen, umgeben von den Gebeinen anderer Menschen, die nie seine Sprache gesprochen hatten und niemals erfahren würden, dass er diese Welt zum unpassendsten Zeitpunkt verlassen hatte. Zum Sterben ist fast jeder Zeitpunkt der falsche, doch wenn es einem mit zweiundfünfzig Jahren widerfuhr, man durch einen Ozean von der Heimat getrennt war und eine entwurzelte Familie mit einem kleinen, eben erst eröffneten Geschäft und einer Menge Schulden hinterließ, war alles noch ein bisschen trostloser.

Weder seine Frau noch seine drei Töchter wären imstande gewesen, den Ablauf der Ereignisse zu rekonstruieren, seit ein Nachbarsjunge die Treppe bis in den vierten Stock heraufgerannt war und mit den Fäusten an ihre Tür gehämmert hatte. Die Nachricht hatte sich verbreitet wie ein Lauffeuer. Ein Unglück, hieß es. Ein beklagenswerter Unfall. Beim Entladen der *Marqués de Comillas* an einem Pier des East River hatte sich ein Haken gelöst, sodass ein mit Gepäckstücken beladenes Netz herabgestürzt war. Ein Missgeschick. Eine grauenhafte Tragödie.

Fatal head trauma stand in dem Arztbericht, der halb zerknittert neben dem Kerosinofen lag. Keine hatte ihn gelesen. Hätten sie es versucht, hätten sie ohnehin nichts begriffen. Er war in einem unverständlichen Englisch verfasst, voller Formalismen und Fachausdrücke: Frontoparietale Region, Fraktur mit Austritt cranioencephalischer Masse, Subduralhämatom. Doch selbst wenn es ihre Muttersprache gewesen wäre, hätten sie gerade mal drei Wörter begriffen: Unbedingt tödliche Verletzungen. Und die Mutter nicht einmal das, sie konnte nicht lesen.

Von diesem Augenblick waren ihnen nur mehr einzelne Streiflichter im Gedächtnis geblieben. Wie sie hinter dem Jungen her die Treppe hinunter und zu La Nacional gerannt waren, wo die Nachricht zuerst eingetroffen war. Die Leute, die ihnen an den Fenstern und auf der Straße hinterhergeschaut hatten, das Auto der Hafenbehörde, das mit quietschenden Reifen neben ihnen gebremst hatte, der uniformierte Mann, der in Begleitung eines spanischen Arbeiters war und sie genötigt hatte, in den Wagen zu steigen. Die Straßen durch die Seitenfenster auf dem Weg zur Lower East Side, das Zickzack der Feuertreppen an den Fassaden, hastende Passanten, die kreuz und quer über die Fahrbahnen liefen. Die Ankunft am Pier 8 der Tratatlantica, der kahlköpfige Arzt, der sie in

dem Raum empfing, der als Krankenstation diene, und die Bewegungen seiner Lippen unter dem grauen, nikotinvergilbten Schnurrbart, seine Worte, die ins Leere gingen, weil sie sie nicht verstanden. Die ernst dreinblickenden Männer, die hinter ihnen Stellung bezogen, der mit einem Laken bedeckte Körper auf der Bahre, ein Blecheimer, aus dem mit dunklem, geronnenem Blut getränkte Mullbinden quollen. Die erschütterte Mutter, die aufgelösten Töchter. Die Rückkehr nach Hause ohne ihn.

Auch an das Weitere erinnerten sie sich in einer Flut von Bildern, doch in langsamerer Abfolge. Der Sarg, in dem man ihn einige Stunden später in die Wohnung gebracht hatte und der sich beinahe in den engen Kurven der Treppenabsätze verkeilt hatte, die Kerzen und Blumensträuße auf glänzenden, überdimensionalen Sockeln, die das Bestattungsinstitut geliefert hatte, ohne dass es eine von ihnen bestellt hätte. Die offene Tür, das galicisch, asturisch, karibisch, baskisch, italienisch, griechisch, irisches, andalusisch gefärbte Murmeln der Beileidsbekundungen. Männer, die respektvoll den Blick senkten, während sie den Hut abnahmen. Frauen, die sie auf die Wangen küssten und ihre Hände drückten. Noch mehr Tränen, Taschentücher, Räuspern und betende Stimmen am Ende des Flures, wo der Sarg mit dem übel zugerichteten Leichnam auf zwei Böcken stand. Bis der Morgen graute.

Der neue Tag verging wie im Flug, es kam der Moment der Überführung auf einen Friedhof fern von Manhattan, das Absenken in die Grube, die auf den Holzdeckel geschaukelte Erde, der riesige Nelkenkranz mit Schleife, den jemand ungefragt in ihrem Namen in Auftrag gegeben hatte: Deine Frau und deine Töchter werden dich nie vergessen. Dann die Fürbitte, Luz' herzerreißendes Schluchzen in der Stille, der Abschied. Wieder sank die frühe Nacht herab, und in ihren Köpfen schwirrte ein Durcheinander aus Lichtern, Emp-

findungen und Klängen, sie waren zu Hause und wünschten sich, dass alle endlich gingen und sie in Frieden ließen. Mit dem Näherrücken der Abendessenszeit legte sich der Trubel allmählich, und auf der Anrichte blieb zurück, was die Nachbarschaft im Rahmen ihrer bescheidenen Möglichkeiten und in bester Absicht bieten konnte: ein Topf mit Fleischklößchen, eine Moussaka, eine Fleischpastete, eine Aluminiumkanne voller Hühnerbrühe.

Zu guter Letzt blieben die vier allein miteinander und ihrer Realität. Die Töchter, unschlüssig noch, ob sie ihre Gedanken laut aussprechen sollten, begannen zu hantieren, öffneten Wasserhähne und Schubladen, deckten den Tisch. Derweil zog die Mutter zum tausendsten Mal die Nase hoch und wischte sich mit dem zerknüllten Taschentuch die geröteten Augen.

Sie kauten schweigend, ohne aufzublicken, ohne weitere Geräusche als das Klappern der Löffel gegen das Porzellan. Und anschließend, als auf den Tellern nichts übrig war als die Kerngehäuse der Äpfel und ein paar Brotkrusten, schaute Mona, die Pragmatischste von allen, in die Runde und sprach die Frage aus, die sich das ganze Viertel stellte, seit sich herumgesprochen hatte, dass die Truhe eines fremden Schiffsreisenden Emilio Arenas, dem Capitán, den Schädel zertrümmert hatte.

»Und was wird jetzt aus uns?«

• 2 •

Die Mutter ließ hilflos eine Faust auf den Tisch fallen. Dann stützte sie die Ellbogen auf, vergrub das Gesicht hinter den knochigen Fingern und fing erneut an zu weinen.

Seit sie ihrem Emilio fünfundzwanzig Jahre zuvor bei ei-

nem Maifest zum ersten Mal begegnet war, hatten sie nie wirklich zusammengelebt. Nur immer dann, wenn er ohne Vorankündigung alle anderthalb bis zwei Jahre in Málaga an Land ging, ein paar Monate blieb und sie schwängerte, sich jedoch – kaum dass sie anfang, von einem normalen Familienleben zu träumen – eingeengt fühlte und aufs Neue diesem unwiderstehlichen Drang nachgeben musste, mit leeren Händen in die Welt hinauszuziehen, als würde das, was gestern gewesen war, nichts zählen. Dann schnürte er sein Bündel, verteilte eine Handvoll Küsse auf die Stirnen seiner Kinder, tröstete seine Frau mit ein paar vagen Versprechungen und machte sich auf den Weg zum Pier auf der Suche nach irgendeinem Schiff, das ihn zur nächsten Etappe seiner unsicheren Zukunft bringen würde.

Stauer in den Häfen von Marseille und Barcelona, Kellner auf der Plaza Independencia in Montevideo, Straßenverkäufer in Manila, Küchengehilfe auf einem holländischen Frachter. Er konnte gut schnitzen und war ein begnadeter Gitarrist, er ahmte Stimmen nach, sagte Unwetter voraus, und sein Nudleintopf war unübertrefflich. Seine Haut war rissig wie trockener Lehm, er hatte eine breite Stirn, scharfe Knochen und Haar, das einmal schwarz gewesen war und sich über den Schläfen langsam lichtete. Er hatte Bekannte auf dem halben Globus, und es gab wenige Ecken, wo ihm nicht irgendjemand freundschaftlich auf die Schulter geklopft und ihn zu einem Glas eingeladen hätte. Am Ende des Tages jedoch zog er sich fast immer zurück und rauchte allein unter den Sternen.

Seine Frau, die nie viel Temperament besessen hatte, ertrug seine Abwesenheiten ergeben und seufzend. Seine drei Töchter – die Überlebenden aus sieben Schwangerschaften und vier Entbindungen – liebten es, wenn er heimkam, beladen mit nutzlosen Geschenken: einem afrikanischen Dolch,

einem Paar kreolischer Rasseln, dem Fell irgendeines Tieres. Nie gaben sie zu, dass sie mit einer Decke oder einem Paar Schuhe mehr hätten anfangen können. Und seine Schwiegermutter Mama Pepa – die zehn Kinder geboren und außerdem Emilios vaterlosen Nachwuchs bei sich aufgenommen hatte – erzählte überall herum, der Mann ihrer Tochter Remedios sei ein verantwortungsloser Taugenichts.

Gleichgültig gegen die Klagen der Alten und die flehentlichen Bitten seiner Frau, zurückzukommen oder zumindest irgendwo sesshaft zu werden, war Emilio Arenas, nachdem er sich von einem Schlepper im Panamakanal davongestohlen hatte, Anfang 1929 in New York gestrandet, wenige Monate vor dem Börsenkrach und dem Beginn der Weltwirtschaftskrise. Und obwohl die folgenden Jahre hart waren für das gesamte Land, schaffte er es, immer Arbeit zu haben. Er entlud Frachtschiffe, zerteilte Heilbutt auf dem Markt von Fulton und schob einen Karren über das Kopfsteinpflaster von Downtown, als er in Vertretung eines Landsmannes eine Zeit lang die Auslieferungen für das Warenhaus Casa Victori in der Pearl Street übernahm.

Bis ihn die Jahre nach und nach abnutzten wie ein Sägemesser das Schneidbrett: unmerklich, aber erbarmungslos und unumkehrbar. Sein Rücken schmerzte, er hatte einen rauen Husten, sah aus der Nähe nicht mehr gut und merkte, dass ihm für bestimmte Arbeiten die Kraft fehlte. Und zum ersten Mal in seinem unruhigen Leben erfüllte ihn die Vorstellung, sich in Bewegung zu setzen und sein Vagabundendasein wieder aufzunehmen, mit einem seltsamen Gefühl der Apathie.

Und auch in seinem Inneren vollzog sich eine Veränderung. Er, der stets ein Leichtfuß ohne Gott und Vaterland gewesen war, fühlte sich in seiner Umgebung zunehmend heimisch. Unbewusst schloss er sich immer mehr denen an, die seine Sprache sprachen und vom selben Stück Landkarte

stammten, und war bald unzertrennlicher Teil dieser Kolonie, mit deren Bewohnern er etwas gemeinsam hatte, das die Melancholiker Heimat nannten.

Die Tatsache, dass er in der Nähe der Cherry Street, im ältesten spanischen Viertel der Stadt, ein Zimmer gemietet hatte, spielte dabei eine maßgebliche Rolle. Dort am äußersten südöstlichen Ende der Insel Manhattan, direkt bei den Piers, im Verkehrslärm der Auffahrt zur Brooklyn Bridge, konzentrierten sich seit dem Ende des vergangenen Jahrhunderts mehrere tausend Seelen aus demselben Winkel der Erde. Anfangs waren es vor allem Seeleute gewesen, Heizer und Schmierer, Köche, Schauerleute, Glücksritter und eine Menge einfacher Matrosen, die in stetem Wechsel an Bord gingen oder an Land kamen. Dann war die Gemeinde gewachsen und vielfältiger geworden, Angehörige wurden nachgeholt, immer mehr Frauen trafen ein, sogar komplette Familien, die zusammengepfercht in den billigen Apartments der umliegenden Straßen wohnten: Water Street, Catherine, Monroe, Roosevelt, Oliver, James Street ...

In diesem Umfeld fand Emilio Arenas im Frühling 1935 seine zigste Anstellung: im La Valenciana, einem Unternehmen an der Ecke Cherry, Catherine Street, das unter der Bezeichnung Hotel lief, in Wahrheit aber etwas sehr viel Flexibleres und Praktischeres war. Massen von spanischen Einwanderern, die in New York von Bord gegangen waren, hatten nichts als diese Adresse, auswendig gelernt oder mit holpriger Schrift auf einem Zettel notiert. La Valenciana, 45 Cherry Street. In der oberen Etage waren die Fremdenzimmer, im ersten Stock befand sich der Speisesaal und im Erdgeschoss ein Laden mit allem, was Arbeiter in einer Hafengegend benötigen mochten, um für ihr Tagewerk gerüstet zu sein, von Lederstiefeln über warme Unterwäsche und Handschuhe bis zu Pelzwesten. Auf Wunsch fungierte der Eigentümer auch als Dolmet-

scher, vermittelte Schiffspassagen und transferierte Geld über den Ozean. Zum Nutzen aller gab es an der Wand eine Tafel, an der jeden Tag mit Reißzwecken die Stellenangebote ausgehängt wurden. Und in einer großen leeren Zigarrenkiste wurde die Post aufgehoben, damit Männer mit unstemem Leben, ohne Bindungen oder festen Wohnsitz, sie gelegentlich abholen und etwas von den Ihren auf der anderen Seite des Meeres erfahren konnten.

Emilio Arenas' Arbeit war nicht fest umrissen, vielmehr bediente er hinter dem Ladentisch, ging in der Küche zur Hand, wurde zur Verstärkung der Kellner eingesetzt oder erledigte Botengänge. Und bei dieser Tätigkeit schnappte er eines Tages die Fetzen eines Gesprächs auf, das seine Zukunft in eine neue Richtung lenken sollte.

Zwei Männer saßen sich in einer Ecke des leeren Speisesaals gegenüber, es war noch Vormittag. Links Paco Sendra, der Eigentümer von La Valenciana. Rechts ein älterer Mann mit aschgrauem Haar und hängenden Schultern, den Emilio nicht kannte. Letzterer bestimmte die Unterhaltung mit seinem nördlichen Dialekt; in seiner Rede mischten sich die Sachlichkeit von Zahlen und Rechnungen mit den aufrichtigen Bekenntnissen eines Einwanderers, den Entfernung, Zeit und Einsamkeit zermürbt hatten. Viele Jahre, viele harte Jahre, hörte Emilio ihn sagen, während er ihnen zwei Gläser Wein und ein paar Scheiben Bratwurst servierte. Familie, Ersparnisse, Heimweh, hörte Emilio beim Einschenken. Noch im Weggehen erhaschte er vereinzelte Wörter. Den Laden zumachen. Zurückkehren.

Zwanzig Minuten später, während er das Regal mit den Streichholzschachteln auffüllte, sah er aus dem Augenwinkel die beiden Männer zur Tür gehen. Sie schüttelten sich die Hände, und Sendra klopfte dem anderen ein paarmal auf den Arm.

»Viel Glück, Venancio. Gott schütze Sie.«

Noch hatte der Mittagsbetrieb nicht begonnen, und Emilio Arenas nutzte die Gelegenheit, ließ alles stehen und liegen und schlüpfte unbemerkt hinaus. Die Schürze noch umgebunden, die Hände in den Ärmeln seines Kittels vergraben, folgte er dem müden Rücken des Mannes bis zur Kreuzung mit der New Chambers Street, und auf der Höhe des Friseurssalons von Montserrat sprach er ihn an.

»Hören Sie!«

Der Unbekannte wandte den Kopf.

»Da war nichts zu machen, was?«

In Wahrheit wusste er kaum, worum es ging, ein wenig hatte er jedoch mitbekommen, und alles Übrige war reine Intuition. Dieser Mann stand im Begriff, eine Etappe seines Lebens abzuschließen, und er selbst dachte zum ersten Mal daran, dass es an der Zeit wäre, das Umherziehen aufzugeben und sesshaft zu werden. Darum fragte er ohne Umschweife. Und der andere antwortete ebenso offen.

»Ich brauche einen Käufer für die komplette Einrichtung einer Gaststätte. Tische, Stühle, Barhocker. Und Geschirr, Teller, Besteck, Tischdecken, Töpfe, Pfannen. Ich frage in sämtlichen Hotels und Bars in der Gegend nach, ich überlasse es zu einem günstigen Preis. Haben Sie Interesse?«

Ohne Eile gingen sie Richtung Nordwesten und schilderten einander in groben Zügen ihren Lebensweg, während sie durch die Bowery Street und die Canal Street schlenderten, die wuseligen Zonen der Chinesen und Italiener, wo die Menschen dicht an dicht in überfüllten Wohnblocks hausten, Mietskasernen einfachster Art.

»Und Sie, Venancio, wie lange sind Sie schon hier?«

»Ich kam, nachdem wir Kuba verloren hatten. Nach einer Weile bin ich dann ins Dorf zurückgegangen, habe meine

Braut geheiratet, sie mit hierhergebracht, und zusammen haben wir das Geschäft eröffnet. Wir haben pausenlos gearbeitet, um uns über Wasser zu halten. Aber jetzt bin ich seit neun Jahren Witwer, und mein Ältester ist nach Harlem gezogen, weil er eine Dominikanerin geheiratet hat, und der Kleine ist Vertreter für Rasierklingen geworden und mit seinem Musterkoffer in New Jersey unterwegs, der kommt kaum noch in die Stadt.«

Nichts verband ihn mehr mit seinem fernen kantabrischen Geburtsort, abgesehen von ein paar Jugenderinnerungen und einer ledigen, halb blinden Schwester. Und dennoch hatte er nach beinahe vierzig Jahren der Abwesenheit das Gefühl, einen Kreis schließen zu müssen. Er legte seine Hand auf Emilios linke Schulter, die derbe Hand eines Arbeiters, der keine Kraft und keine Lust mehr hatte.

»Es ist Zeit, nach Hause zu gehen, und sei es nur, um die Heimat ein letztes Mal zu sehen.«

Sie setzten ihren Weg fort, bis sie ein Stück Asphalt erreicht hatten, wo mit anderen Namen und anderen Gesichtern derselbe vertraute Puls schlug: in der Vierzehnten Straße, dem Abschnitt zwischen der Siebten und der Achten Avenue, einer Art Scharnier zwischen Chelsea im Norden und dem West Village im Süden. Dort befand sich ein weiterer Nukleus von spanischen Landsleuten. Vielleicht bildeten sie keine so kompakte Enklave wie die um die Cherry Street, machten sich jedoch sofort bemerkbar durch die Schilder an ihren Läden, die lautstarken Unterhaltungen der Grüppchen auf der Straße, die hin- und herfliegenden Grußworte, die Stimmen der Mütter, die aus dem Fenster nach ihren Kindern riefen, und das unverwechselbare Aussehen der Greise, die still rauchend auf den Treppenstufen vor den Hauseingängen saßen.

Die Gegend war Emilio Arenas nicht unbekannt. Seit er, wie so viele seiner Landsleute, dort gewesen war, um dem

spanischen Wohlfahrtsverband La Nacional beizutreten, hatte er in diesem Viertel etliche Male Bestellungen ausgeliefert oder Veranstaltungen besucht. Das Lokal, vor dessen Tür sie jetzt stehen blieben, hatte er jedoch nie zuvor betreten.

»Das ist es«, erklärte der Mann, »was ich anzubieten habe.«

Eine kleine Gaststätte in einem Souterrain, schon nahe der Achten Avenue, im Untergeschoss eines gewöhnlichen dreistöckigen Gebäudes ohne jeden Reiz. Ohne das geringste äußere Zeichen der Verheißung.

Es war ohne Frage eine Tollkühnheit, an einem ganz normalen Dienstag eine solche Entscheidung zu treffen – die Hände in den Hosentaschen, vor der Fassade des Hauses –, doch stand Emilios Entschluss in vollkommenem Einklang mit seinem Werdegang und seiner üblichen Vorgehensweise. Das erstbeste Schiff besteigen, an Land gehen, wo er es am wenigsten erwartet hätte, den Beruf wechseln, den Anker lichten, anderswo stranden. Schon immer hatte er dazu geneigt, sich treiben zu lassen, anzunehmen, was das Leben ihm in den Weg stellte, ohne Willen oder eigene Meinung, bis der Wind wieder in eine andere Richtung blies. Und an jenem Tag Anfang November 1935 hatte es ihn nun in die Vierzehnte Straße verschlagen, dieses zwischen zwei großen Avenues des immensen New York eingeklemmte Stückchen Heimat.

Ohne zu überlegen, in purem spontanem Überschwang, beschloss Emilio Arenas, nicht nur das Mobiliar und die Küchenausstattung seines alten Landsmannes zu übernehmen, sondern auch das Geschäft weiterzuführen. Am selben Nachmittag sprach er mit der Hauseigentümerin, einer holländischen Witwe in der nahen Horatio Street, und sie einigten sich darauf, den Mietpreis beizubehalten. In der Zeit, die er nicht nach Málaga gefahren war, hatte er etwas gespart, damit

konnte er Venancio Alonso die Ausstattung abkaufen und die erste Monatsmiete bezahlen.

Er gedachte, sich in dem hinteren Lagerraum häuslich einzurichten, um das Geld für die Unterkunft in der Pension in der Cherry Street zu sparen; hier hätte er Platz für eine Pritsche, mehr brauchte er nicht. Er würde doppelt so viele Stunden im La Valenciana arbeiten und gleichzeitig dieses Lokal mit eigenen Händen aus seinem erbärmlichen Zustand erlösen. Decken und Wände säubern, die Fassade frisch verputzen, ein paar Maurerarbeiten erledigen, Wasserhähne reparieren und alles neu streichen. Und wenn er fertig wäre, würde er persönlich jeden Morgen auf dem Fulton-Markt Fisch einkaufen gehen, denn dort hatte er einmal eine Zeit lang gearbeitet und immer noch Kontakte, um günstig an Ware zu kommen. Kochen würde er im Stil seiner Heimat. Er würde Mittagstisch und Abendessen anbieten, für die Leute aus dem Viertel, zu moderaten Preisen, an einer Seite würde er auch eine Bartheke haben ... All das sah er wie im Zeitraffer vor seinem inneren Auge, bis ihn die heisere Stimme des Alten aus seinen Träumereien riss.

»Den Namen werden Sie wohl ändern müssen.«

Emilio Arenas richtete den Blick auf das Schild. Oder, besser gesagt, auf das, was davon noch übrig war. El Ca... Der Rest der Buchstaben war abgefallen, verloren wie die Seele des Geschäfts.

»Ein Sturm hat es im Winter vor zwei Jahren heruntergefeigt, und ich habe es nicht mehr repariert«, erklärte der Besitzer achselzuckend. »Früher stand da El Cántabro, so nennen sie mich hier, weil ich aus Kantabrien bin. Aber zu Ihnen mit Ihrem andalusischen Akzent, fürchte ich, wird der Name schlecht passen.«

Emilio murmelte vor sich hin, El Ca..., Ca..., Ca... und plötzlich fiel ihm ein schlagkräftiger Name für das Projekt ein,

von dem er sich beflügelt fühlte. Auch etwas, das er niemals empfunden hatte, weil er bei keiner seiner Unternehmungen jemals einen Hauch von Ehrgeiz verspürt hatte. Diesmal allerdings schon. Zum ersten Mal entschied er sich freiwillig dafür, nach etwas Besserem, Höherem zu streben. Und deshalb beschloss er, der er nie einen Rang oder Befehlsgewalt besessen hatte, sein Speiselokal El Capitán zu nennen, ohne zu ahnen, dass daraus der Spitzname würde, unter dem er fortan in der Nachbarschaft bekannt wäre.

So brachte er, ein ganz neuer Emilio, sein Vorhaben ins Rollen. Mit sprühender Energie preschte er durch den Herbst 1935, arbeitete fünfzehn Stunden täglich und rannte ständig zwischen seiner neuen Welt in der Vierzehnten Straße und seinem alten Domizil an der Lower East Side hin und her.

Bis sich eines Tages an irgendeiner unbestimmten Stelle des Atlantiks zwei Briefe kreuzten: der mit etlichen Fehlern gespickte, den Emilio Arenas an seine Frau geschrieben hatte, und der, den seine Frau einer Nachbarin diktiert hatte.

Vielleicht öffneten die Empfänger, noch getrennt von der Unendlichkeit eines Ozeans, sie sogar gleichzeitig.

Ich habe gute Neuigkeiten, Remedios. Ich werde sesshaft, wie du es dir immer gewünscht hast. Ich werde Tag und Nacht arbeiten. Ich werde sparen. Ich komme, sobald ich kann ...

Ich habe schlechte Neuigkeiten, Emilio. Mama Pepa ist gestorben, und sie werfen uns aus dem Haus. Wir wissen nicht, wohin. Deine Töchter zu hüten, fällt mir immer schwerer. Sie sind jetzt erwachsene Frauen, haben weder Richtung noch Ziel und könnten leicht auf Abwege geraten. Vergiss nicht, dass du eine Verantwortung hast.

Er betrat das La Valenciana, während er die letzten Zeilen las. Langsam nahm er die Mütze ab und kratzte sich mit seinen schmutzigen Fingernägeln den Kopf. Dann ging er, die Nachricht zerdrückt in der Faust, zum Empfangstresen.

»Señor Sendra, ich brauche vier Schiffspassagen auf Kredit. Bestellen Sie sie bei Don Valentín Aguirre, tun Sie mir den Gefallen. Aber ich sage Ihnen gleich, dass ich keine Ahnung habe, wie und wann ich sie Ihnen zurückzahlen kann.«

• 4 •

Sie saßen noch immer in der Küche, Remedios mit den Händen vor dem Gesicht. Nie war sie eine so charakterstarke Frau gewesen wie ihre Mutter, und der geringe Elan, den sie einst besessen haben mochte, war vollends zerronnen nach dem Tod des kleinen Jesús, ihres vierten Kindes, dieses Jungen, der mit seinem angeschwollenen Schädel und einem Gewirr von Venen statt Haaren auf dem Kopf kaum fünf Monate alt geworden war. Sechzehn Jahre waren vergangen, seit sie das in ein Laken gewickelte Körperchen ins Grab gelegt hatten, und es verging kein Tag, an dem Remedios nicht seufzend seiner gedachte, obwohl das arme Geschöpf ihr in seinem kurzen Dasein nichts als Kummer bereitet hatte. Das durchdringende Geschrei zu jeder Tageszeit, die Krämpfe, die ständig geschlossenen Augen, der Widerwille gegen die mütterliche Brust, das alles saß so fest in ihr drin, dass sie nie mehr dieselbe war ohne diesen Sohn, den sie bei jeder Schwangerschaft ersehnt hatte, den kleinen Mann unter all den Frauen, der er nicht hatte werden dürfen.

Die Töchter sahen sie jetzt schweigend an, während der trockenen Kehle der Mutter ein Schwall von Flüchen und Verwünschungen entfuhr.

»Was musste Mama Pepa auch sterben, verdammt noch mal, und uns ohne ein Dach über dem Kopf zurücklassen, und warum zum Teufel muss euer Vater jetzt plötzlich zur Vernunft kommen, nachdem er sich so viele Jahre in der Weltge-

schichte herumgetrieben hat, und was hat mich Wahnsinnige nur geritten, ihn um Hilfe zu bitten und auch noch auf ihn zu hören!«

Emilios Aufforderung zu folgen und ihre Töchter aus Málaga herzuschleifen, hatte für Remedios einen schweren Leidensweg bedeutet. Victoria, die Älteste, unterstützt von dem jungen Kerl, den sie sich angelacht hatte, schwor, sie würde eher auf den Strich als nach New York gehen. Mona, die Mittlere, suchte sich auf dem Paseo del Limonar eine Stelle als Hausmädchen mit Anrecht auf ein eigenes Zimmer, um einen Vorwand zum Bleiben zu haben. Und Luz, die Jüngste, saß wochenlang wimmernd in einer Ecke. Die Streitereien waren monumental und im halben Viertel zu hören, Nachbarschaft und Familie mussten einschreiten, die Mutter warf sich in der Kirche vor dem Bildnis des gefangenen Christus auf die Knie, und in letzter Instanz kreuzte sogar die Guardia Civil bei ihnen auf. Alarmiert durch einen Nachbarn wegen des Verdachts auf Missachtung der väterlichen Autorität, ließen zwei uniformierte Beamte sie nicht mehr aus den Augen, bis sie sie der Obhut des Schiffsarztes auf der *Manuel Arnús* überantwortet hatten, die auf ihrer Fahrt von Barcelona in die Neue Welt in Málaga anlegte.

Abgezehrt, blass, starr vor Kälte, mit zugeschnürtem Magen und dem Gefühl, den Mund voller Werg zu haben, erreichten die Schwestern Arenas an einem frostigen Januarmorgen New York. Elf Tage lang hatten sie einander getröstet; eineinhalb Wochen Schreckensfahrt, mit billigen Passagen für Kojen auf dem Zwischendeck, bis sie am Pier 8 des East River an Land gingen.

Die Einfahrt in den grandiosen Hafen ließ sie natürlich nicht unberührt. Unmöglich, nicht beeindruckt zu sein von der grünlichen, auf dem Wasser stehenden sonderbaren Dame mit der zackigen Krone und der Fackel, auch wenn sie nicht

wussten, dass sie die Freiheit repräsentierte, die die Welt erleuchtete, ausgeschlossen, nicht ins Staunen zu geraten, wenn die am Horizont aufgetürmten Wolkenkratzer immer näher rückten, oder beim Anblick der gigantischen Hängebrücken, der über das graue Wasser gleitenden, ein- und ausfahrenden Schiffe. Unwillkürlich drehten und wendeten sie die Köpfe, sahen die Kohlefrachter und Schlepper, deren gellende Piffe nach Jubel klangen, auch wenn es sich um bloße Warnsignale handelte, und winkten den vollbesetzten Ferry Boats zu, auf denen man Taschentücher und Hüte schwenkte, um die frisch Eintroffenen willkommen zu heißen, einfach so, einfach, weil sie selber oder ihre Eltern oder ihre Großeltern auf die gleiche Weise in diesem Teil der Welt angelangt waren.

Klar, dass New York sie überwältigte, obgleich sie nach Möglichkeit versuchten, so zu tun, als interessierte sie das alles nicht. Während der Dampfer auf seine Anlegestelle zuhielt, klammerten sich die Mädchen ans Geländer, die Wangen gerötet vom schneidenden Wind, und gaben vor, nicht hingerissen zu sein von all den verwirrenden Eindrücken. Als fänden sie nichts dabei, sich auf die Büros der Schifffahrtsgesellschaften mit ihren bunten Fahnen und Leuchtreklamen zuzubewegen, oder auf die Lagerhäuser, die Waren aus allen Häfen der Welt empfangen, oder auf die Gebäude, die immer monumentaler wurden, je näher sie ihnen kamen.

Du lieber Himmel, murmelte Luz. Victoria hakte sich daraufhin bei ihren beiden Schwestern ein, als glaubte sie, Arm in Arm könnten sie sich gegenseitig Kraft geben, um der Szenerie nicht zu erliegen. Haltsuchend hielten sie sich aneinander fest. Heilige Jungfrau, raunte Mona. Doch sie fassten sich, überspielten ihre Angst und Unsicherheit, und weder die Sirenen noch das Geschrei der Leute oder der ohrenbetäubende Lärm der Motoren brachte ihre Fassade zum Bröckeln,

nachdem das Schiff vertäut war. Aufrecht trotzten sie dem Schnee, der an diesem eisigen Tag fiel, etwas, das sie noch nie erlebt hatten. Man hat uns mit Gewalt hergebracht, uns kann diese verdammte Stadt gestohlen bleiben, drückte ihre Pose aus. Und bei erstbestener Gelegenheit, sobald sich die allgeringste Chance bietet, fahren wir wieder nach Hause, irgendwie und mit irgendwem, notfalls in Begleitung des Leibhaftigen. Und so, ihre Verblüffung mit dem Gebaren von stolzen Gefangenen getarnt, stiegen sie von dem Dampfschiff der *Trasatlántica*, eine nach der anderen, in der Reihenfolge ihres Alters. Nicht einmal durch die strengen Mienen der Beamten von der Einwanderungsbehörde ließen sie sich einschüchtern.

Ihr Bemühen, möglichst gleichgültig zu erscheinen, behielten sie auch in den nächsten Tagen bei. Emilio hatte im obersten Stock eines roten Backsteingebäudes an der Ecke Vierzehnte Straße, Siebte Avenue eine Zweizimmerwohnung gemietet, eine bescheidene provisorische Unterkunft von wenigen Quadratmetern und mit kaum Licht, die dennoch komfortabler war als die Mietskaserne, in der sie aufgewachsen waren. Zumindest gab es vier elektrische Lampen, fließendes Wasser und ein winziges Badezimmer, das zwar ärmlich, aber immerhin privat war, sodass sie nicht mehr nach draußen und die Toilette mit den Nachbarn teilen mussten. Doch nicht einmal das half. Seit ihrer Ankunft herrschte in ihren vier Wänden alles andere als Frieden. Tag für Tag, mit unabänderlicher Regelmäßigkeit, wurden aus langen Gesichtern irgendwann harsche Worte, die zu Tränen führten und weiter zu Streit, Vorwürfen und Drohungen. Und das Ganze wieder von vorne.

Abwechselnd beschuldigten sie Vater Emilio oder Mutter Remedios, die verstorbene Mama Pepa, den Nachbarn, der die Guardia Civil alarmiert hatte, den Tölpel von Schiffs-

arzt oder die verabscheuenswürdige Stadt, in der sie festsaßen. Einer taugte so viel wie die anderen als Zielobjekt für ihre rasende Wut. Ich werde einen ganzen Eimer Rattengift schlucken, behauptete die eine. Ich werde mit einem Matrosen durchbrennen, damit er mich wieder heimbringt, sagte die andere. Ich werde mich vor einen Zug werfen, die Dritte.

Außerstande, auch nur ein bisschen Autorität über diese zwanzigjährigen Wirbelwinde auszuüben, empfand Emilio die Vaterrolle als so undankbar, dass er nach kaum zehn Tagen Familienleben wieder auf dem Feldbett im Lager des El Capitán schlief. Das tat er jedoch mit Vorbedacht und in Absprache mit seiner Frau, denn er ließ sie ohne einen Cent und nur mit dem Notwendigsten ausgestattet in der Wohnung zurück, damit sie keine drei oder vier Tage ohne ihn auskamen. Wenn ihnen der Kaffee oder die Seife ausging, blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich in der alten Gaststätte blicken zu lassen, wo Vater und Mutter allein schufteten.

Im Lokal war es dunkel, Licht fiel nur durch die offene Tür. Sie spülte Töpfe, er säuberte die Platte eines der hinteren Tische, als sie die Mädchen hereinkommen hörten. Beide hielten inne, Emilio richtete sich langsam auf, die verfluchten Rückenschmerzen gaben einfach keine Ruhe.

»Braucht ihr Geld?«, fragte er laut die drei Gestalten, die in der Tür stehen geblieben waren.

Keine reagierte, als ob sie etwas ahnten.

»Dann werdet ihr es euch verdienen müssen, ein wenig Hilfe täte uns gut.«

Stumm standen die drei dicht nebeneinander und bildeten eine Art Grenzwall. Remedios hielt sich schweigend im Hintergrund.

»Wenn wir die ganze Arbeit nur zu zweit machen müssen, wird es noch eine Weile dauern«, sagte Emilio. »Wenn ihr uns aber zur Hand geht, fangen wir in einer Woche an, unse-

re Gäste zu bewirten. Dieses Geschäft gehört auch euch, damit das klar ist. Und je mehr wir damit verdienen, desto schneller kommen wir wieder nach Hause.«

Nach Hause. Als sie das hörten, bekam ihr Panzer einen Riss. Nach Hause. Die zwei Wörter, die den Motor der gesamten spanischen Gemeinde darstellten, die Kohle, die den Kessel in ihrem Inneren beheizte und es ihnen ermöglichte, Tag und Nacht zu arbeiten, um genügend Geld für die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches zu sparen.

Mona, in der Mitte des Trios, stieß ihren Schwestern die Ellbogen in die Rippen, und diese kleine Geste reichte zur Verständigung aus. Zähneknirschend sahen sie ein, dass sie keine andere Wahl hatten.

• 5 •

Die Haare unter Kopftüchern und angetan mit den ältesten Sachen aus ihrem Kleiderschrank, begannen sie noch am selben Nachmittag, im Familienunternehmen tätig zu werden.

Vier Tage hintereinander unterstützten sie von morgens bis abends ihre Eltern, schrubbten Fett- und Dreckschichten ab, bis sie fast keine Fingernägel mehr hatten, kratzten Pfannen, Kasserollen und Töpfe aus, schmirgelten Möbel und versuchten ohne viel Erfolg, die Fensterscheiben blank zu reiben. Es gelang ihnen, das heruntergekommene Lokal ein wenig herzufrischen, doch in Wahrheit fiel der Unterschied zu vorher nicht allzu sehr ins Gewicht, wie auch die Arbeit ihre Laune nicht zu heben vermochte. Dasselbe düstere Souterrain, dieselbe niedrige Decke, dasselbe Bild vom aufgewühlten Meer, das Venancio Alonso an einer Wand zurückgelassen hatte; der Geist des alten Kantabriers spukte noch in allen Ecken. In der unsinnigen Absicht, ein maritimes Ambiente zu schaf-

fen, brachte Emilio am nächsten Morgen ein altes Fischernetz, ein abgebrochenes Ruder und ein Paar Paddel mit, die seine Töchter lieblos aufhängten. Bis El Capitán endlich in See stach.

Einen guten Start hatte er trotzdem nicht. Das Lokal weckte kein Interesse. Remedios stand am Herd, und Emilio überschlug sich schier, die Gäste zu empfangen und mit seinen besten Manieren die Bestellungen aufzunehmen, dennoch war der Speisesaal selten zu mehr als einem Viertel besetzt. Die Töchter halfen in der Küche oder bedienten mit unübersehbarem Verdruss den einen oder anderen Tisch.

Emilio hatte von einer Gastwirtschaft voller Arbeiter geträumt, die nach stundenlanger Maloche ein warmes Gericht verschlangen, wie er es so oft in den Restaurants auf der Cherry Street gesehen hatte. Er hatte sich vorgestellt, wie sie unaufhörlich ein und aus gingen und wie er, die Schöpfkelle in der Hand, das Essen austeilte; Gläserklirren, das Schrammen von Stuhlbeinen auf dem Fliesenboden, dunkle Männerstimmen, ab und zu ein Lachen, Scheine in der Kasse hinter dem Tresen. Aber es kam anders, der Laden lief nicht. Vielleicht hatte er nicht bedacht, dass sich die Vierzehnte Straße, trotz des hohen Anteils an Landsleuten, in einer völlig anderen Umgebung befand als sein altes Viertel, mit einer völlig anderen Lebensart, viel verwobener mit dem Rest der Stadt und weniger auf die eigene Ecke konzentriert. Oder vielleicht waren hier nicht so viele Männer allein unterwegs wie bei den Piers am East River, oder es lag an den anderen Restaurants, die es in dieser Gegend schon länger gab und die es mit der Zeit zu einem guten Ruf gebracht hatten.

Er dagegen war nichts als ein dahergelaufener Möchtegern, der alle seine Hoffnungen auf ein sieches Unternehmen gesetzt und diesem gerade mal notdürftig das Gesicht gewaschen hatte. Fast niemand kannte seine Frau; sie kam mög-

lichst wenig aus der Küche, weil sie sich immerzu und vor allem fürchtete. Und seine drei Töchter, die sich mit ihrer schnippischen Art bald unbeliebt gemacht hatten, waren dem Geschäft auch nicht eben förderlich. Allerdings war die Prohibition vorbei, und im El Capitán wurden zu einem mehr als günstigen Preis spanische Weine ausgeschenkt, die Emilio, dank seiner Kontakte und Mauseheleien, gleich nach dem Eintreffen, direkt am Hafen abgreifen konnte. Außerdem war Remedios' frittierter Fisch besser als jeder andere, ihr Eintopf gehaltvoll, und ihr mit Venusmuscheln geschmorkter Seeteufel schmeckte so herrlich nach Meer, dass einem die Tränen kamen.

Trotzdem reichte es hinten und vorne nicht, sooft Emilio auch abends im dunklen, leeren Speisesaal die Rechnungen durchgehen mochte. Und die Schulden häuften sich: die Miete für letzten Monat, die Lieferanten, die Wohnung, die Schiffspassagen, die er Sendra noch immer nicht bezahlt hatte ... Sosehr er sich das Hirn zermarterte, er wusste einfach nicht, wie er den Laden in Schwung bringen sollte. Er schaltete Anzeigen, ließ Handzettel drucken, die er in der Nachbarschaft verteilte, und bezog sogar selbst Stellung vor der Tür, um Kunden hereinzulocken, die Speisekarte schwenkend, die Schürze umgebunden, ein unendlich bemühtes Lächeln im Gesicht. Nicht einmal das wirkte.

Entgegen allen Erwartungen hatte Emilios Kummer auch einen positiven Effekt. Je enttäuschter er war, desto brüchiger wurde die Mauer der Ablehnung, die seine Töchter um sich errichtet hatten. Vielleicht waren die Mädchen einfach erschöpft, womöglich regte sich ein Rest Mitgefühl in ihnen. Zunächst zeigte es sich nur in Kleinigkeiten.

»Und wenn wir die Karte ein bisschen ändern?«, schlug Victoria vor.

Mona drapierte die Netze an den Wänden gefälliger und

hängte noch ein paar blumenbestickte Schultertücher dazu, um dem Ganzen etwas Farbe zu verleihen. Und Luz, die Jüngste, überraschte ihren Vater an einem stürmischen Mittag im Februar, indem sie sich zu ihm vors Haus stellte, keck die Passanten ansprach und dabei den Rock zwischen die Schenkel klemmte, damit der Wind ihn nicht hochwehte.

»Treten Sie ein, meine Damen und Herren, lassen Sie sich keinesfalls das beste spanische Essen von Manhattan entgehen!«, rief sie in einladend melodischem Ton.

Von da an schlief Emilio wieder in der Wohnung, und die Spannungen ließen ein wenig nach. Doch die Mädchen hielten sich weiterhin fern vom Leben und Treiben des Viertels und der Stadt. Sie besuchten keine Sonntagsmesse und gingen weder tanzen noch zu den Treffen ihrer Landsleute in La Nacional. Nie waren sie über die Sechzehnte Straße oder die Sechste Avenue hinausgekommen, nie mit der Untergrundbahn, der Hochbahn oder einem Omnibus gefahren. Mit den Nachbarn, den Eigentümern und Verkäufern der umliegenden Läden sprachen sie kaum mehr als das Nötigste. Sie machten sich gegenseitig die Haare, hatten keine einzige Freundin und weigerten sich, Englisch zu lernen. Die Folge dieser offen zur Schau getragenen Unnahbarkeit war konstantes Getuschel. Was für ein Jammer, so hübsche junge Dinger und eine so dämliche Art, es sich mit allen zu verscherzen. Schade um die Töchter vom Capitán.

Bis zu jenem Morgen, an dem Emilio, nachdem er mit Remedios am Küchentisch schweigend einen Kaffee getrunken hatte, aus dem Haus und zu den Piers des East River ging. Sich einzufügen in die kleinen häuslichen Gewohnheiten war ihm manchmal eine Freude, manchmal eine Last; leicht fiel es ihm nicht, plötzlich inmitten der Siebensachen und der Geräuschkulisse von vier Frauen zu leben. Trotzdem wusste er, dass für ihn kein Weg daran vorbeiging, sich den neuen Ge-

gebenheiten anzupassen, zumal seine Töchter endlich einen Hauch von Vernunft erkennen ließen.

Auf der Treppe aus dem vierten Stock nach unten brachte ihn sein Drang zur Sparsamkeit ins Grübeln. Er brauchte Olivenöl, und obwohl er bei Sendra Kredit hatte oder eine Dose Ybarra bei Unanue y Victori zu einem guten Preis bekommen hätte, war ihm klar, dass es eine noch billigere Quelle gab. Wie fast alle Mitglieder der Gemeinde kannte er den Fahrplan der Schiffe, die regelmäßig aus Spanien einliefen. Es waren vier, alle von der Compañía Trasatlántica. Zwei, die aus der Biskaya kamen, und zwei aus dem Mittelmeer, die immer die Route von der spanischen Halbinsel nach Mexiko, Kuba und New York abdeckten.

Also wusste er auch, dass an diesem Samstag Ende März die *Marqués de Comillas* erwartet wurde, den Bauch voller Passagiere und Waren. Aus diesem Grund machte er sich auf zum Pier 8, um sein Glück zu versuchen. Es sollte ihn doch wundern, wenn das Schiff ohne eine Lieferung Öl käme und er keinen Bekannten träfe, der ein paar Kanister abzweigen könnte. Auf diese Weise, indem er das Geld eisern zusammenhielt, hoffte er, wenigstens den Mietrückstand bei der holländischen Witwe auszugleichen.

Und darüber zerbrach sich der Inhaber des El Capitán immer noch den Kopf, als er den Kai erreicht hatte und darauf wartete, dass die Schauerleute fertig würden, und noch gar nicht wusste, ob sich im Frachtraum des Schiffes überhaupt etwas vom Saft der Olivenhaine von Utrera oder Tortosa, Cabra oder Jaén befand; so gedankenversunken war er, dass er die Warnrufe um sich herum nicht wahrnahm. Bei einem Entlademanöver war etwas schiefgegangen, ein riesiges Netz voller Gepäckstücke schwebte hoch in der Luft und begann sich aus seiner Aufhängung zu lösen. Es wurde gerannt und gebrüllt, und in letzter Sekunde packte ihn jemand am Arm.

Der Ruck half jedoch nur, seinen Körper vor dem brutalen Aufschlag zu schützen, seinen Kopf rettete es nicht.

Ein schlaffes Bündel am Boden, so beschloss Emilio Arenas sein Leben, mit zerschmettertem Schädel und dem Bild von vielen Kanistern voll leuchtendem, geschmeidigem Öl, das in seiner Vorstellung immer dunkler wurde, bis es in eine Blutlache übergegangen war, auf die sich viele entsetzte Blicke richteten, während rundum Geschrei und Sirenengeheul ertönte.